



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heil, Alfred: Textbearbeitung musikalischer Meisterwerke

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Textbearbeitungen musikalischer Meisterwerke

Von Alfred Heil



er Übelstand, daß viele musikalische Meisterwerke unausgeführt bleiben und weitem Kreise bloß dem Namen nach bekannt werden, wird niemals ganz verschwinden. Man sollte aber kein Mittel unversucht lassen, die Programme unsrer großen Konzertsäle zu vervollkommen und den Spielvorrat der angesehenen Bühnen, bei aller wünschenswerten Mannichfaltigkeit, immer reiner und edler zu gestalten. Dazu gehört auch das Modernisieren, Aufbessern und Umbichten veralteter Texte. Wenn ein Stück edler Musik nicht recht lebensfähig und volkstümlich werden will, so liegt das häufig nur an Äußerlichkeiten. Wie oft hört man das Urteil: die Komposition sei außerordentlich schön, aber der benutzte Text sei schwach, mangelhaft und unbefriedigend! Nun, die Wahl des Textes ist nichts kleines. Wenn Schumann nach der prächtigen Dichtung „Das Paradies und die Peri“ eine so dürstige Poesie wie „Der Rose Pilgerfahrt“ in Angriff nimmt, so ist der Schade sozusagen unheilbar. Der Liebhaber und Kenner erfreut sich der einzelnen musikalischen Schönheiten, aber das Werk befriedigt nicht als Ganzes. Doch giebt es auch Schöpfungen, wo nachgeholfen werden kann, wie bei Mozarts „Zauberflöte“ und Webers „Oberon.“ Die Vorwürfe gegen das Textbuch gehen oft zu weit. Der Kern der Arbeit ist vielleicht nicht ohne einen gewissen Wert, und die einzelnen mißratenen Stellen lassen sich ändern.

Von besonderer Bedeutung für die Musikpflege der Gegenwart und Zukunft ist die Neueinführung und Verbreitung der Bachschen Kantaten. Was hierbei die Textbearbeitung betrifft, so genügen bei den Kirchenkantaten leichte Änderungen. Sie und da kann gekürzt, gestrichen und zusammengezogen werden. Ausdrücke, die uns ästhetisch stören, können neuen, besseren Lesarten weichen. Das Bibliisirende kann, wo es zu stark hervortritt, gemäßigt werden. Die Evangelischen scheuen sich zwar sehr, das sprachliche Kleid ihres religiösen Glaubens dem Fortschritt zu unterwerfen. Aber Bachs Kunst darf nicht in Schranken gehalten werden. Sie soll auch zu denen dringen, die freier empfinden und allgemein menschliche Ideale pflegen. Das Deutsch der Lutherbibel, so teuer und ehrwürdig es sonst jedem gebildeten Vaterlandsfreunde

erscheinen wird, ist nicht mehr maßgebend, wo es sich darum handelt, zu einer wesentlichen Erneuerung und Auffrischung von Religion und Kunst beizutragen. Vor hundert Jahren war man in der Bearbeitung biblischer Gegenstände weit unbefangener und selbständiger. Wie vortrefflich ist z. B. die Textdichtung zu Haydns „Schöpfung,“ die freilich aus den goldenen Tagen einer freien, aufgeklärten Frömmigkeit stammt! Wie würde diesem klassischen Werke gegenüber eine denselben Gegenstand behandelnde Poesie geraten, wenn sie gegenwärtig, etwa in Berlin, amtlich auszuarbeiten wäre!

Unter den Bachschen Kantaten befinden sich mehrere Gelegenheitskompositionen im engeren Sinne, deren Texte eine sehr radikale Umarbeitung gefunden haben. Man gedenkt da in erster Linie der herrlichen „Trauerode“ auf den Tod der Kurfürstin Christine Eberhardine. Wenn man aber die Umdichtung, die Wilhelm Rust hier vorgenommen hat, mit dem Original vergleicht, so muß man sich sagen, daß dergleichen Erneuerungen zu weit gehen. Die ursprüngliche Dichtung ist in diesem Falle durchaus nicht schlecht. Sie ergeht sich meist in allgemein menschlichen Betrachtungen, die jederzeit von neuem erhebend wirken können. Die paar besonders gefärbten Stellen, wo die Städte Torgau und Pretsch, die sächsischen und polnischen Flüsse, der König August usw. erwähnt werden, drängen sich nicht auf. Wozu denn ein vollständiges Abstreifen des besondern zeitlichen und örtlichen Charakters? Sollte es sich nicht überhaupt empfehlen, solchen Werken, die in einer mühsam erreichten Sphäre der Allgemeingiltigkeit doch nur blässer und schwächer werden, das kräftigere und anziehendere geschichtliche und örtliche Gepräge zu lassen? Die weltlichen Kantaten Bachs sind allerdings, was ihre Genießbarkeit für die jetzige Zeit angeht, sehr verschieden. Da ist z. B. das wunderschöne Stück „Phöbus und Pan,“ das nur weniger Nachbesserungen bedarf, um, sorgfältig einstudiert und vielleicht auch szenisch gehoben, alle Gebildeten zu entzücken. Da ist aber auch die „Bauernkantate,“ deren geniale Musik der Vorführung vor größere Kreise harret, deren unsinnig burlesker Text jedoch entschieden erst eine ziemlich gründliche, verfeinernde Bearbeitung verlangt. Hier möchte man sogar eine Beseitigung oder wenigstens Zurückdrängung des Mundartlichen befürworten, da dieses in der Bauernpoesie Picanders nicht sowohl originell als vielmehr ordinär wirkt. Den „Zufriedengestellten Aolus“ hat man annehmbarer zu machen gesucht, indem man das Namensfest des Professors August Müller in ein Kelterfest umgewandelt hat, wobei, statt der weisheitsvollen Pallas und ihres Schützlings, Bacchus und seine edle Gabe gefeiert werden. Vielleicht wäre hier wieder eine weniger einschneidende Operation am Platze gewesen. Genug, man handle diese Werke von Fall zu Fall, und man wird viel schönes und gutes der Vergessenheit entziehen.

Der Ruhm deutscher Art und Größe tritt gerade in der Musik bedeutend hervor. Dennoch baut sich eine besonders beträchtliche Zahl klassischer Kom-

positionen über Dichtungen fremder Zunge auf. Wir müssen auch bei großen Deutschen, wie Händel, Gluck, Mozart, manche Übersetzungsthätigkeit vornehmen, ehe ihre Werke dem nationalen Kunstleben ganz zu gute kommen können. Dieses Übersetzen hat seine eignen Schwierigkeiten. Als Wieland einst das Stabat mater mit Beibehaltung des Rhythmus in deutsche Reime brachte, nannte er das „eine Ruderknechtsarbeit.“*) Vollends mühsam wird aber die Aufgabe, wenn man dabei Schritt für Schritt auf die Wendungen einer gegebenen Musik Rücksicht zu nehmen hat. Nachdem man lange Zeit mit Schlechtem oder Mittelmäßigem vorlieb genommen hatte, treten seit ein paar Jahrzehnten, allerdings vereinzelt, auf diesem Gebiete höchst verdienstliche und interessante Leistungen zu Tage. Es sei nur an die äußerst umsichtige und ansprechende Don Juan-übertragung Bernhard von Guglers erinnert, die der im Leuckart'schen Verlage herausgegebenen Prachtausgabe des Mozartschen Meisterwerks zu Grunde gelegt ist. Derselbe Gelehrte hat auch *Così fan tutte* vortrefflich bearbeitet, eine Oper, die freilich nicht viel Liebesmühe verdient. Ähnliche Treue zeigen die Verdeutschungen von Peter Cornelius. Die Rücksicht auf die Musik kann aber auch übertrieben werden. Der poetische Rhythmus braucht nicht geopfert zu werden, wenn man doppelte Lesarten zuläßt, nämlich solche für die Sänger — die sich natürlich nur um die musikalische Ausführung und nicht um die Versfüße zu kümmern haben — und solche für die Leser der Textdichtung, die sich den Eindruck einer glatten Versifikation nicht fortwährend verderben lassen möchten. Überhaupt müßte man bei Opernbüchern und Konzertprogrammen mehr auf äußere Gefälligkeit und Lesbarkeit sehen, dagegen in den Partituren, Stimmen usw. Treue gegen das Original und Rücksicht auf die Eigenheiten der Komposition zum Ausdruck bringen.**)

Zum Glück können manche Meisterwerke mit lateinischem Text, wie Messen, Hymnen u. dergl., sowie auch italienische Arien, wie die von Händel, mit Beibehaltung der ursprünglichen Sprache vorgeführt werden, ohne daß man zu fürchten braucht, damit unpatriotisch zu handeln. Denn es ist doch wohl auch einem größern Publikum nicht zuviel zugemutet, wenn es sich in solchen Fällen mit einer dem eigentlichen Text nur beigedruckten, ungesungenen Verdeutschung begnügt, die dann freier gehalten sein kann. Das Lateinische und Italienische hat seine Vorzüge, die in solchen Stücken mit zur Geltung kommen.

*) „Wenns ein Mensch thun müßte, fügt er hinzu. Ich kam aber von ungefähr auf den Einfall, und da ichs unsäglich schwer fand, so piquirte ich mich, und es mußte also biegen oder brechen.“ (Briefe an Merck I, 158.)

**) In dem Liede „Der Spielmann“ von Hildach heißt es am Schluß der ersten Strophe: „Und dann sehen immer alle einen gleich so an.“ So die Sängerin. Beim Drucke des Programms sollte man sich nicht darnach richten, sondern den Bau der Dichtung betrachten und darnach herstellen:

Und dann sehen einen
Alle gleich so an.

In den letzten Jahrzehnten sind bisweilen außerordentlich mühevoll und künstliche Umarbeitungen älterer Bühnenwerke unternommen worden. Man denke an die Wiederaufnahme von Webers „Silvana,“ wo Ernst Pasqué zu den einzelnen Nummern des Komponisten ein ausführliches, nagelneues Zauber- märchen hinzugeichtet hat, oder an die Neueinrichtung des Haydnschen „Apo- thekers“ (Lo Speziale), wo die drei Akte der Eisenstadter Handschrift in einen einzigen zusammengezogen worden sind. Auch solche Ausgrabungen sind unter Umständen erfolgreich. In einigen Fällen scheint man freilich zuviel Arbeit an undankbare und unrettbare Dinge verschwendet zu haben. Ein lohnendes Gebiet dürften gewisse Operetten von Gluck sein. Als vor einigen Jahren auf der Dresdner Hofbühne der „Betrogne Rudi,“ musterhaft vorbereitet, aufgeführt wurde, war man allseitig aufs angenehmste überrascht. Wien sah bei der Enthüllung des Denkmals der Kaiserin Maria Theresia ein Glucksches Schäferspiel „Die Maienkönigin,“ das Max Kalbeck frei nach Favart bearbeitet hatte. Auch dieses Stück wirkte höchst anmutig. Übrigens harren auch noch die großen Hauptwerke Glucks, obgleich unvergessen, einer glücklich neuernden Hand. Es wäre zu wünschen, daß hier einmal größere Fortschritte sichtbar würden. So wie von Richard Wagner seinerzeit die „Sphigenie in Aulis“ durch einen neuen Schluß vervollkommenet worden ist, müßte auch für die übrigen Reformopern des Meisters, namentlich für „Alceste,“ etwas neues geschehen, wenn auch vielleicht in maßvollerer und minder durchgreifender Weise. Ob dann endlich auch wieder Cherubinis „Lodoiska“ aufs Theater kommen und die Textdichtung zur „Elisa“ umgearbeitet werden wird? Wir wollen's hoffen.



Großvater

Ein norwegischer Roman



n der Reihe der neuern norwegischen Erzähler, die neben den fran- zösischen und russischen die Ehre haben, von unsern Jüngsten als mustergiltig angestaunt zu werden, zeichnet sich Jonas Lie, der Verfasser der Romane „Ein Malstrom,“ „Der Lotse und sein Weib,“ „Hof Gilje,“ durch zwei sehr bemerkenswerte Eigenschaften aus. Er ist kaum weniger Tendenzschriftsteller, als die Herren Björnson, Kiel- land, Hamsun und andre, er haßt Schweden und die Schweden mit herzlichem Normannenhaß, er sieht in allen Menschen und Verhältnissen, die mit den alten dänischen Überlieferungen des Landes oder der Union mit Schweden zusammen- hängen, die Keime zum Bösen und zum Verderben, er vertritt die realistische Bil- dung gegenüber der humanistischen als das einzige Heil; aber er hat dabei die